

Arbeitstagung 'Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?' am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck, 30. November bis 1. Dezember 2001

Von der Unübersichtlichkeit des Wissens von den Medien. Überlegungen zu Mustern der Theorieentwicklung in den Medienwissenschaften.

Abstract zum Beitrag von *PD Dr. Rainer Leschke (Siegen)*

Die gegenwärtige Konjunktur der gerade erst etablierten Medienwissenschaft und die Verfahren ihrer Wissensproduktion gründen auf höchst heterogenen wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen: Diese Heterogenität lässt sich auch nicht durch eine historische Rekonstruktion der Entwicklung der Medienwissenschaften aufheben, indem man einfach einen Teil des Theoriebestandes als eine Art historischen Irrtum ad acta legt und damit signalisiert, dass man ihm keine aktuelle Geltung mehr zumisst. Anders formuliert: die Neuigkeit und aktuelle Anerkennung von Medientheorien sagt nur wenig über deren Geltung, Bedeutung und Erkenntniswert aus.

Es muss also von einer irreduziblen Koexistenz sehr verschiedener, sowohl historisch als auch paradigmatisch weit auseinanderliegender Theoriemodelle ausgegangen werden, die sich in mehreren Dimensionen voneinander unterscheiden. Insofern hat man es bei den Medienwissenschaften mit einem Wissensbereich zu tun,

innerhalb dessen mit sehr unterschiedlichen Paradigmen operiert wird, der Konzepte mit differenten Gegenstandsbereichen umfasst (von spezifischen Problemstellungen innerhalb einzelner Medien über den Versuch, das Wesen von Einzelmedien zu bestimmen, bis hin zu den ein System von Medien reflektierenden Theorien),

der auf unterschiedliche Fachtraditionen zurückgeht oder diese aufgreift und der sich auf recht unterschiedliche Adressaten bezieht und von daher mit höchst unterschiedlichen Diskursen arbeitet.

Diese strukturelle Heterogenität sorgt nicht zuletzt dafür, dass kein einheitlicher und wenigstens in Ansätzen verbindlicher Medienbegriff existiert. Wenn Niklas Luhmann, Marshall McLuhan, Paul Virilio und Siegfried Krakauer über Medien sprechen, dann ist deshalb stets von recht verschiedenen Gegenständen die Rede. Zudem hat sich bisher weder eine Unterscheidung von funktionalen und dysfunktionalen Theorievorschlägen durchsetzen können, noch gelang es, Medientheorien durch irgendwelche Wahrheitskriterien oder Festlegungen eines sinnvollen Gegenstandsbereichs theoretisch zu reglementieren. Auch die verschiedenen Versuche, wenigstens einigermaßen verbindliche Paradigmen zu etablieren, scheiterten regelmäßig, bedurften sie doch zunächst erst einmal selbst einer Rechtfertigung, ein Problem, das ebenso für die normative Variante gilt, die ein bestimmtes Anforderungsprofil an Medientheorie durchzusetzen sucht. Und selbst der so bescheidene wie pragmatische Ausweg, wonach als Medientheorien schlicht diejenigen akzeptiert würden, die einen solchen Anspruch erheben, führt kaum ernsthaft weiter, wenn nicht zusätzliche Kriterien angegeben werden können. Insofern setzt jeder durch Reglementierung die medientheoretische Landschaft ordnen wollende Eingriff immer schon die richtige Theorie voraus, die er eigentlich erst ermöglichen sollte.

Wenn also dieser Theorienpluralismus schon nicht zu schmälern ist, dann stellt sich zumindest die Frage nach einer sinnvollen Typologie, die Argumentationsmuster und Entwicklungstendenzen in den Medienwissenschaften erkennbar werden lässt. Dies ist nicht zuletzt deshalb ein wichtiges Desiderat, weil die Thesen der Medienwissenschaft derzeit weit über ihre fachwissenschaftlichen Grenzen hinaus wirken.